

Jutta Heinz (Jena)

Vernünftige Leidenschaften, soziale Tugenden und Fülle des Herzens -
der empfindsame Roman der Aufklärung als gattungs- und
mentalitätsgeschichtliches Modell

Lange Zeit wurde der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts sowohl in der Forschung wie auch in der literarisch gebildeten Öffentlichkeit vernachlässigt und unterschätzt. Bereits die zeitgenössischen Kunstrichter warfen den Texten vor, nur eine zweitklassige Kopie englischer oder französischer Vorbilder zu sein und forderten energisch den unabhängigen deutschen „Originalroman“. Vielfach wurden die Romane entweder als zu idealisierend-moralisch oder als sittenlos und freidenkerisch gebrandmarkt; spielten sie in Deutschland, war das Ambiente den Kunstrichtern zu wenig kultiviert; verlagerten sie die Handlung in andere Zeiten und Räume, plädierte man auf Eskapismus und mangelnden Realitätsbezug. Waren sie freizügig-phantastisch gestaltet, fürchtete man um das Seelenheil der Leser, waren sie eher didaktisch-philosophisch orientiert, kritisierte man die unendlichen Digressionen - die Reihe der Anwürfe ließe sich beliebig fortsetzen. Wenn man sie positiv wendet, zeigen sie jedoch auch: Der Roman der Aufklärung ist vielgestaltig, innovationsfreudig und orientiert sich an der europäischen literarischen Avantgarde. Er experimentiert sowohl mit verschiedenen Erzählformen wie mit unterschiedlichen Stoffen; und man erwartet zumindest einige Flexibilität von dem geschätzten Leser.

Nun läßt sich seit einiger Zeit zumindest in der germanistischen Forschung - wenn auch vielleicht noch nicht in der kanonisierten Wertschätzung - ein neues Interesse an diesen Texten beobachten, das sich am deutlichsten in einer Vielfalt von Gattungsmodellen manifestiert, die zum Roman der Aufklärung entwickelt wurden. Bei allen Verdiensten treten aber auch bereits einige Gefahren dieser Entwicklung zutage. Zunächst kommt man mit differenzierteren Modellbildungen zwar den konkreten Texten in ihrer Eigenheit sehr viel näher, als wenn man sie an wenigen zur Norm verabsolutierten Gattungsmustern mißt.¹ In einem zweiten Schritt wäre aber nun eine synthetisierende, synchrone Betrachtung dieser einzelnen Modelle auf ihre Gemeinsamkeiten wie Unterschiede hin - hier bietet sich

¹ Das zeigt beispielsweise die Geschichte „klassischer“ germanistischer Genres wie des Bildungsromans (Goethe, „Wilhelm Meisters Lehrjahre“), des philosophischen Romans (Wieland, „Geschichte des Agathon“) oder des psychologischen Roman (Moritz, „Anton Reiser“).

der Terminus der „Familienähnlichkeit“ an² - sowie eine diachronische Untersuchung ihrer historischen Verlaufsformen anzuschließen. Da sich die bisherigen Begriffsbildungen jedoch meist auf sehr unterschiedlichen Ebenen bewegen³, fällt es schwer, auf diesem Wege literarhistorische Entwicklungen darzustellen oder Bezüge zwischen den Einzelgenres zu knüpfen; dazu müßten vielmehr vorab übergreifende literaturtheoretische Fragestellungen bezüglich der jeweils in den Blick genommenen Epoche entwickelt werden.

Schließlich ist eine zu spezialisierte literaturgeschichtliche Begriffsbildung auch ungeeignet, Anschlüsse an andere kultur- oder mentalitätsgeschichtliche Untersuchungen zum gleichen Zeitraum zu ermöglichen. Diese waren es jedoch gerade, die im Falle des Romans der deutschen Aufklärung die Forschung wesentlich initiiert und gefördert haben: Erst im Rahmen der allgemeinen Konjunktur einer breit mentalitätsgeschichtlich orientierten Aufklärungsforschung erwies sich auch die literaturwissenschaftliche Untersuchung bisher vernachlässigter Texte als fruchtbar und aufschlußreich.

Ein Paradebeispiel für diesen Sachverhalt ist die Forschung zum empfindsamen Roman des 18. Jahrhunderts. Daß dieser besonders geeignet ist, fundiertere Einblicke in wesentliche mentalitätsgeschichtliche Tendenzen der Aufklärung zu gewinnen, hat die Germanistik spätestens seit Gerhard Sauders wegweisender Monographie aus dem Jahr 1974⁴ erkannt,

² Eine solche, stärker nach allgemeinen Gesichtspunkten klassifizierende Gattungskonstruktion habe ich in meiner Dissertationsschrift für den anthropologischen Roman der Spätaufklärung zu leisten versucht; vgl. Jutta Heinz, *Wissen vom Menschen und Erzählen vom Einzelfall. Untersuchungen zum anthropologischen Roman der Spätaufklärung*. Berlin/New York 1996, bes. Kap. 8. Die hier vorliegende Untersuchung zum empfindsamen Roman hat das gleiche Ziel, kann allerdings in diesem Rahmen nur erste Ansätze dazu skizzieren.

³ Auf die formale Organisation der Texte beziehen sich Termini wie komischer Roman, Briefroman, Dialogroman; auf ihre thematischen Präferenzen beispielsweise der Bildungs-, Entwicklungs-, Erziehungs-, Geheimbund- oder Staatsroman; auf die Orientierung an einem Leitdiskurs der philosophische, pädagogische, empfindsame, anthropologische, psychologische Roman. Dazu kommen ganz neue Begriffsbildungen - die sich meist mit der Durchsetzung schwer tun - wie programmatischer Roman (Joachim Campe, 1979) oder Identitätsroman (Norbert Ratz, 1988).

⁴ Gerhard Sauder, *Empfindsamkeit*. Bd. I: Voraussetzungen und Elemente. Stuttgart 1974; Bd. III: Quellen und Dokumente. Stuttgart 1980. Die Vielzahl weiterer Veröffentlichungen zur Empfindsamkeit als allgemeiner Bewegung wie auch zum empfindsamen Roman kann hier aus Platzgründen nicht angeführt werden; vgl. dazu und zum aktuellen Forschungsstand Wilhelm Voßkamp, *Erzählte Subjektivität: Zur Geschichte des empfindsamen Romans im 18. Jahrhundert in Deutschland*. In: Ortrud Gutjahr u.a. (Hrsg.), *Gesellige Vernunft. Zur Kultur der literarischen Aufklärung*. Würzburg 1993, S. 339-352. Auch Voßkamp hebt hervor: „Entstehung und Erfolg des empfindsamen Romans stehen so in engem Zusammenhang mit weitreichenden sozialgeschichtlichen wie mentalitäts- und affektgeschichtlichen Veränderungen“ (S.

der sich eine Vielzahl weiterer Arbeiten anschlossen. Die Geschichte des empfindsamen Romans - sei es in Deutschland oder in Europa - kann nicht geschrieben werden ohne Berücksichtigung der gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskurse, die zur Debatte um die Empfindsamkeit beigetragen haben - beispielsweise Texten der Popularphilosophie, der Philanthropie, der Erfahrungsseelenkunde etc.; ebensowenig vollständig wäre jedoch eine allgemeine Geschichte der Aufklärung ohne den spezifischen literarischen Beitrag des empfindsamen Romans. Die Erforschung dieser wechselseitigen Beziehungen ist im Fall der Empfindsamkeit bereits erfreulich weit fortgeschritten; mein Beitrag erhebt deshalb in seinem interpretatorischen Teil wenig Anspruch auf Originalität, sondern ist vielmehr der Versuch, bereits bekannte Einzelergebnisse stärker auf übergreifende Analysekategorien zu beziehen, dadurch zu systematisieren und ihre Anschließbarkeit an andere Gattungsmodelle zumindest kurz darzulegen. Ich werde mich deshalb vor allem auf die bevorzugten Stoffe der empfindsamen Romane (der Liebesthematik, der Moralität sowie ihren sozialen Implikationen), die von ihnen entwickelten Gestaltungsmodi (vor allem personale, vergegenwärtigende Redeformen⁵) und das für alle aufklärerischen Texte bekanntermaßen zentralen Wirkungs- und Rezeptionsmodell (empfindsamer Lektürehaltung) konzentrieren. Um den mentalitätsgeschichtlichen Hintergrund wenigstens kurz zu skizzieren, werde ich zunächst einen popularphilosophischen Text vorstellen, der sich mit den Beziehungen zwischen Romanlektüre und Empfindsamkeit beschäftigt; und danach werde ich die Eingangspassagen dreier Romane - nämlich Gellerts „Leben der Schwedischen Gräfinn von G****“ (1747/48), Sophie von La Roches „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ (1771) und Goethes „Die Leiden des jungen Werthers“ (1774)- kursorisch analysieren.

I.

Johann Christoph Friedrich Bährens (1765-1833) Schrift „*Ueber den Werth der Empfindsamkeit besonders in Rücksicht auf die Romane*“ erschien anonym in Halle im Jahr 1786. Die Empfindsamkeitsmode der Hochaufklärung ist zu diesem Zeitpunkt bereits in eine weit gestreute Empfindsamkeitskritik der Spätaufklärung übergegangen, die sich - wie

340); seine Untersuchungen akzentuiert jedoch - an einem geringfügig größeren Textkorpus als dem hier untersuchten - stärker die Veränderungen des Empfindsamkeitsbegriffs selbst als den Aspekt der Gattungsbildung-, abgrenzung und -entwicklung.

⁵ Vgl. hierzu vor allem den grundlegenden Aufsatz von Wilhelm Voßkamp, Dialogische Vergegenwärtigung beim Schreiben und Lesen. Zur Poetik des Briefromans im 18. Jahrhundert. In: DVjs 45 (1971), S. 80-116.

auch bei dem westfälischen Pastor Bährens- häufig als Lektürekritik präsentiert und damit auf die im Verlauf des 18. Jahrhunderts inflationär angestiegene Romanproduktion reagiert.⁶ Der Text ist trotz seines späten Erscheinungsdatums von heuristischem Wert, weil er weitverbreitete alltagsweltliche Vorwürfe und Vorurteile über die Empfindsamkeit bündelt und direkt mit dem Roman in Zusammenhang bringt. Häufig enthalten gerade solche literarisch wie gedanklich wenig anspruchsvollen Texte die zentralen Klischees und Denkmuster ihrer Zeit in weitaus unverdeckter Form als die kanonisierten Beiträge der literarischen und philosophischen Avantgarde der Zeit; auch dies ist eine Erkenntnis, die gerade diskursanalytische Untersuchungen zur Empfindsamkeit unter Bezug auf breites Quellenmaterial fruchtbar gemacht haben. Da ich die Quellenuntersuchung hier nicht ausweiten kann, werde ich bei der folgenden Analyse besonders auf Stereotypen und Denkmuster verweisen - ohne deren Zeittypik hier im einzelnen jeweils belegen zu können.

Wie sieht Bährens nun den Zusammenhang zwischen Empfindsamkeit und Roman? Im wesentlichen, und das ist bereits zeittypisch, als psychologischen; in zweiter Linie als gesellschaftlichen. Um zunächst seine psychologischen Bedenken zu begründen, unterscheidet Bährens zwei Arten von Romanen: Den guten Roman, dessen Lektüre sozusagen bedenkenlos empfohlen werden kann, und den schlechten, den empfindelnden „Moderoman“ (S. 7). Letzterer ist dadurch definiert, daß er innerhalb der allgemeinen Funktionsbestimmung von Dichtung als *prodesse et delectare* das Vergnügen gegenüber dem Belehren unangemessen bevorzugt. Deshalb stellt der Moderoman nicht die wirkliche Welt dar - „wahre Geschichten sind selten durchaus interessant“ (S. 5), vermerkt Bährens lakonisch -, sondern eine Idealwelt mit den Mitteln „lebhafter Einkleidung“ (S. 7):

Kurz! Unsre Moderomane sind blos Werke schöpfrischer Dichtkraft - Ideale, denen mit Gewalt das Gepräge der Wirklichkeit aufgedrückt ist. Und es ist fast unglaublich, welche Verwirrung dies in der Seele des jungen Lesers bewirken muß (S. 8).

Diese bedrohliche Wirkung der Lektüre erklärt Bährens in den seinen Zeitgenossen geläufigen Termini der zeitgenössischen Psychologie und Anthropologie als Entstehung eines *schwärmerischen* Weltbildes.⁷ Dieses sei dadurch gekennzeichnet, daß der Betroffene nicht mehr zwischen den

⁶ Vgl. zur Lektürekritik der Aufklärung im allgemeinen wie auch zu Bährens: Jutta Heinz, *Wissen vom Menschen und Erzählen vom Einzelfall. Untersuchungen zum anthropologischen Roman der Spätaufklärung*, Berlin/New York 1996, S. 123-132 (mit weiteren Literaturhinweisen).

⁷ Die Erkenntnis, daß der Schwärmer sowohl eine der zentralen Typenbildungen der aufklärerischen Philosophie und Psychologie wie auch von großer Bedeutung für die Entwicklung der Romanliteratur ist, wurde in den letzten Jahren von einer Fülle von germanistischen Veröffentlichungen bestätigt; vgl. dazu Heinz (Anm. 5) mit ausführlicher Bibliographie.

Bildern seiner Einbildungskraft und denjenigen Erfahrungen, die auf realer sinnlicher Wahrnehmung beruhen, unterscheiden kann: Kannte er doch die Welt noch nicht, als er sie aus dem Roman kennenlernte, und nimmt so die durch die Dichtung vermittelte Weltkenntnis als gleichwertigen Ersatz. Verstärkt wird diese Verwechslung zwischen Phantasie und Realität noch durch eine vorausgesetzte mechanische Verknüpfung zwischen der Einbildungskraft und dem Empfindungsvermögen, die nun den Phantasmen einen emotionalen Wert zulegt und diese dadurch beglaubigt: Was starke Gefühle auslöst, muß schließlich wahr sein. Damit ist jedoch das gesamte System der seelischen Kräfte, wie es die rationalistische Vermögenstheorie aufgestellt hatte, von Grund auf zerrüttet: Statt der Vernunft herrschen in der Seele die Leidenschaften und die Einbildungskraft in schönster Harmonie und bestärken sich auch noch gegenseitig; der Lesehungrige wird „ein Sklave seiner Einbildungskraft und ganz unauferlegt zu ernsthaftem, abstrakterm Denken“ (S. 11). Damit einher gehen des weiteren - nach dem für die Aufklärung verbindlichen und stereotyp wiederholten Grundsatz des genauen Zusammenhangs von Leib und Seele - bedenkliche gesundheitliche Folgen. Durch die häufige Lektüre wird der Romanleser sozusagen trainiert im leidenschaftlichen Empfinden und im heftigen Phantasieren; das jedoch, so sagt es die zeitgenössische Medizin, schwächt das Nervensystem und führt zu den Zeitkrankheiten Hypochondrie und Überspanntheit - nicht zuletzt auch durch die häufige Beschäftigung mit verwerflichen geschlechtlichen Phantasien, die besonders durch die empfindsamen Liebesromane hervorgerufen werden.

Zu den schädlichen Auswirkungen auf die leibliche und seelische Gesundheit des Individuums gesellen sich die fatalen Konsequenzen für sein soziales Verhalten. Für das Leben in einer Gemeinschaft ist es nämlich durch seine leibliche und seelische Entwicklung zum Schwärmer völlig verdorben; seine „Brauchbarkeit für die Welt“ (S. 110) ist dahin. Nicht brauchbar für die Welt ist derjenige, der seine eigenen Empfindungen und Bedürfnisse ins Zentrum seines Denkens und Handelns stellt und deshalb, so Bährens, eigennützige, unsinnige und phantastische Ziele verfolgt: „Nein! Der Wirkungskreis eines solchen Menschen heißt nicht: *Welt*, sondern er schränkt sich bloß auf sein eignes kleines Selbst [...] ein“ (S. 116).

Zu dieser unglücklichen Entwicklung tragen also im wesentlichen folgende Kennzeichen der - wohlgermerkt: schlechten! - empfindsamen Moderomane bei. Zum ersten gehorchen sie nicht den lebensweltlichen bzw. naturgesetzlichen Ansprüchen an die Wahrscheinlichkeit und kausale Verknüpfung von Ereignissen - so lautete aber bekanntermaßen die Anforderung der zeitgenössischen Romantheorie Blanckenburgs an den guten Roman als lückenlose Kette von Ursachen und Wirkungen; sie fördern deshalb nicht die Vernunft des Lesers. Stattdessen werden die traditionell als unteren Vermögen im Menschen bezeichneten Kräfte stärker in den

Lektüreprozeß einbezogen: seine Emotionen und seine Phantasie. Das resultiert, zum zweiten, vor allen aus der inhaltlichen Fixierung auf die Liebesthematik; aber auch die Erzählweise als dritter Faktor ist durch ihre Neigung zu „Eleganz und prahlendem Putz“ oder einer „dunklen, geheimnißreichen, unverständlichen Sprache“ (S. 28) nicht unschuldig an dieser Verschiebung. Untrennbar sind hier die Wirkung einer bestimmten Stoffwahl und deren formaler Gestaltung im Roman mit einem psychologischen Wirkungsmodell verbunden, das zum trivial-popularphilosophischen Menschenbild mit seiner Betonung der handlungsleitenden Rolle der Vernunft im System der Vermögen und seiner Forderung nach ökonomischer Brauchbarkeit im Widerspruch steht. Zu dieser Zeit liegen aber bereits vielfach Beispiele empfindsamer Romane vor, die in diesem Schema nicht mehr aufgehen.

II.

In Gellerts „*Schwedischer Gräfinn*“⁸ erzählt eine weibliche Ich-Erzählerin ihr Leben im Rückblick; in diese personale Erzählung sind mehrere Briefe anderer Personen eingefügt. Kein allwissender Autor also, sondern durchgehend Formen der direkten Selbstaussprache - wenn auch hier noch mit äußerst beschränkten Möglichkeiten der Gefühlsäußerung, die meist in besonders empfindungsträchtigen Situationen in Varianten des Unsagbarkeitstopos gipfeln. So ist bereits die Eingangspassage des Textes an Lakonismus kaum zu übertreffen:

Vielleicht würde ich bei der Erzählung meines Geschlechts eben so beredt oder geschwätzig als andere seyn, wenn ich anders viel zu sagen wüßte. Meine Aeltern sind mir in den zartesten Jahren gestorben, und ich habe von meinem Vater, einem Liefländischen von Adel, weiter nichts erzählen hören, als daß er ein rechtschaffner Mann gewesen ist, und wenig Mittel besessen hat. (S. 3)

Damit liegt die familiäre Herkunft der Heldin also im dunkeln, wodurch zweierlei erreicht wird: Zum einen wird auf die Unwichtigkeit der leiblichen Abstammung verwiesen - der menschliche Geist ist *tabula rasa*, ein unbeschriebenes Blatt nach seiner Geburt -, zum anderen auf die um so größere Wichtigkeit der Erziehung. Diese wird von einem Vetter auf dem Land übernommen und von der Heldin folgendermaßen beschrieben:

⁸ In: Gesammelte Schriften (=GS). Kritische, kommentierte Ausgabe. Hrsg. von Bernd Witte. Bd. IV (???): Roman, Briefsteller. Hrsg. von Bernd Witte u.a. Berlin/New York 1989. Vgl. zu einer ausführlicheren Interpretation vor allem die Monographie von Eckhardt Meyer-Krentler, *Der andere Roman. Gellerts „Schwedische Gräfin“: Von der aufklärerischen Propaganda gegen den „Roman“ zur empfindsamen Erlebnisdichtung.* Göppingen 1974. Auf weitere Einzelinterpretationen des Gellertschen Romans sowie der anderen hier behandelten Texte kann aus Platzgründen nicht eingegangen werden.

Vormittage, fieng er [der Vetter] an, soll das Fräulein als Mann, und Nachmittage als eine Frau erzogen werden.

Weiter unten wird diese originelle Erziehungsmaxime dann präzisiert:

Fürchten sie sich nicht, das Fräulein lernt gewiß nicht zu viel. Sie soll nur klug und gar nicht gelehrt werden. Reich ist sie nicht, also wird sie niemand als ein vernünftiger Mann nehmen. Und wenn sie diesem gefallen, und das Leben leicht machen helfen soll: so muß sie klug, gesittet und geschickt werden. (ebd.)

Die Gräfin wird also einerseits in weiblichen Tugenden wie Haushaltsführung und Galanteriefragen unterrichtet; andererseits jedoch geht es auch um die Schulung ihres Verstandes, um ihre moralische Tüchtigkeit und um gute Umgangsformen - und zwar nicht um abstrakter Gelehrsamkeit willen, sondern in pragmatischer Ausrichtung auf den Nutzen dieser Fertigkeiten für ihr späteres Leben. Besondere Sorgfalt wird des weiteren auf ihre religiöse Erziehung gelegt; ihr Mentor bemüht sich nämlich, ihr „die Religion auf eine vernünftige Art“ beizubringen - mit Erfolg, wie die Gräfin vermerkt:

Und diesen Begriffen, die er mir beybrachte, habe ichs bei reifern Jahren zu verdanken gehabt, daß ich die Tugend, nie als eine beschwerliche Bürde, sondern als die angenehmste Gefährtinn betrachtet habe [...]. Ich glaube gewiß, daß die Religion, wenn sie uns vernünftig und gründlich beygebracht wird, unsern Verstand ebenso trefflich aufklären kann, als sie unser Herz verbessert. (S. 4)

Den Verstand aufklären und das Herz bessern - beides hat hier bereits den gleichen Stellenwert: Es geht eben nicht allein um die Schulung der Vernunft, sondern um die Verankerung moralischen Wissens im Herzen von früher Kindheit an - genau das macht diesen insgesamt eher unsentimentalen Roman dann doch zu einem der ersten empfindsamen Romane. Das Ziel ist dabei die völlige Verinnerlichung von vernünftig eingesehenen Tugendidealen zu einem „gesitteten, liebevollen, großmüthigen, gelassenen, und im stillen ruhigen“ (ebd.) Verhalten - ein stoisches Ideal der Zufriedenheit und Seelenruhe, das seinen Träger unabhängig von äußeren Glückswechsellern und Geschicken machen soll - und im Falle der Gräfin auch tut.

Die gleiche unproblematische Übereinstimmung von Herz und Verstand findet auch in Liebesdingen statt. In einem ebenfalls ob seiner Lakonik höchst bemerkenswerten Liebesbrief wirbt ein schwedischer Graf um das junge Mädchen, das er nur einmal gesehen hat:

Mein Fräulein, Ich liebe Sie. Erschrecken Sie nicht über dieses Bekenntniß, oder wenn Sie ja über die Dreistigkeit, mit der ichs Ihnen thue, erschrecken müssen: so bedenken Sie, ob dieser Fehler nicht eine Wirkung meiner Aufrichtigkeit seyn kann. (S. 5)

Allerdings, viel Aufrichtigkeit und im gleichen Atemzug auch viel sophistische Logik für einen Liebesbrief. Weiter geht es ebenso atemlos und mit der gleichen Mischung von emotionaler Impulsivität und logischer Argumentation:

Und ich habe Sie von dem ersten Augenblicke an geliebet, da ich Sie vor einem Jahre gesehen und gesprochen habe. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß ich mich bemüht habe, Sie zu vergessen [...]; aber alle meine Mühe ist vergebens gewesen, und hat zu nichts gedienet, als mich von der Gewißheit meiner Liebe und von ihren Verdiensten vollkommner zu überzeugen. (ebd.)

Die Liebe auf den ersten Blick kann also mit den Verdiensten der Geliebten überzeugend rational begründet werden. Die Beziehung basiert von Anfang an auf der gegenseitigen Hochschätzung der Verdienste des anderen; daß es sich um eine Art Freundschaft mit geschlechtlicher Komponente handelt, zeigt auch bereits eine rhetorische Frage in diesem ersten Werbungsbrief: „Ist es möglich“, fragt der Graf seine Zukünftige, „werden Sie durch meine Zärtlichkeit beleidigt? Nein, warum sollte Ihnen die Liebe eines Menschen zuwider seyn, dessen Freundschaft Sie sich haben gefallen lassen“ (ebd.).

Es ist offensichtlich, daß zu diesem frühen Zeitpunkt in der Geschichte des empfindsamen Romans die von Bährens geschilderten Probleme nur in sehr abgemilderter Form auftreten können: Zu stark sind die Gefühle noch von der Vernunft beherrscht - von „vernünftigen Leidenschaften“ spricht man allgemein um diese Zeit, von „gegründeter Liebe“ (S. 23) ist im Roman die Rede. Damit ist hier das Gefahrenpotential weder der empfindsamen Liebe noch der empfindsamen Erzählhaltung besonders hoch; und doch gibt es schon erste Tendenzen zur Abschwächung unerwünscht-leidenschaftlicher Wirkungen. So sind zwar Graf und Gräfin wie auch der Dritte im Bunde, der bürgerliche Herr von R*, ziemlich idealisierte Tugendgestalten, wie es Bährens kritisiert hatte; zumindest im Fall der Gräfin wird jedoch versucht, diese Tugendhaftigkeit durch ihre gelungene Erziehung lebensweltlich einsichtig zu machen. Schließlich ist auch für die soziale Integration der Figuren durchaus gesorgt: Bezeichnend ist ja, daß die Gräfin ganz im Hinblick auf ihre spätere „Brauchbarkeit“ als Hausfrau und Ehegattin erzogen wird.

Auch bezüglich der formalen Gestaltung des Romans folgt Gellert ganz bewußten wirkungsästhetischen Überlegungen. In seinen beiden brieftheoretischen Schriften⁹ hatte er ein Ideal natürlichen, anmutigen, aber von rationaler Durchdringung des Sachverhaltes zeugenden Schreibens als angemessene Ausdrucksform des gesitteten empfindsamen Umgangs gefordert. Das gilt nicht nur für die in der „Schwedischen Gräfin“ eingeflochtenen Briefe, sondern auch für die Erzählung der Gräfin insgesamt, die sich sozusagen direkt an den Leser als Briefempfänger richtet. Die Einkleidung - nicht gerade üppig im Bährenschen Sinn, aber doch wohlgeformt - leistet damit einen wesentlichen Beitrag zur

⁹ Den „Gedanken von einem guten deutschen Briefe“ und der „Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen“ (beide GS, Bd. IV. Hrsg. von Bernd Witte. Berlin/New York 1989). Vgl. zu Gellerts literaturtheoretischen Aussagen insgesamt Jürgen Jacobs, Gellerts Dichtungstheorie. In: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch, Bd. 10., S. 95-110.

Geschmacksbildung des Lesers - ein Thema, das im Roman selbst vielfach angesprochen wird.¹⁰ Der Roman fördert nämlich in besonderer Weise den „Geschmack am Guten“, den Gellert in seinen „Moralischen Vorlesungen“¹¹ auch für die Ausbildung der Moralität verantwortlich macht:

So macht ein glückliches Gemälde der Kunst, das neben einem häßlichen aufgestellt ist, unsern Geschmack an dem Schönen nur lebhafter; und das Mißfallen an dem Schlechten erhöht die Liebe zu dem Schönen. - Auf diese Weise *bildet* und *bessert* die Moral das *Herz* (S. 16)

- mit der ästhetischen Bildung des Lesers geht die moralische zwanglos einher.¹²

III.

Sophie von La Roches „Geschichte des Fräulein von Sternheim“¹³ beginnt mit einer konventionellen, umfangreichen Erzählung der Liebe und Ehe des Obersten von Sternheim, des Vaters der Heldin. Schon mit der weitaus größeren Ausführlichkeit gegenüber Gellert ist angedeutet, daß offensichtlich für Sophie auch ihre Herkunft, nicht nur ihre Erziehung von allergrößter Bedeutung ist; das entspricht gleichzeitig den fortgeschrittenen Ideen der Hochaufklärung über die Rolle von Vererbung, Milieu und Herkunft. Entsprechend dieser Theorien sind mehrere Einflußfaktoren zu unterscheiden: Sophie entstammt der Ehe zwischen einem Bürgerlichen - wenn auch später geadelt - und einer adligen Mutter; sie vereint darüber hinaus mehrere National- sowie persönliche Charaktere: Von ihrer englischen Großmutter hat sie die Vorliebe für England, aber auch die Melancholie geerbt; von ihrer Mutter Sanftmut und Herzengüte, von ihrem Vater Verstand und Geist. Zur Schwermut stimmt sie darüber hinaus auch der frühe Tod der Mutter, so daß ihr Vater mit Recht befürchtet, „daß ihre empfindungsvolle Seele einen zu starken Hang zu melancholischer Zärtlichkeit“ (S. 51) bekommen würde.

Auch Sophie erhält jedoch als Gegengewicht zu dieser Anlage zur Schwärmerei eine starke moralische Orientierung bereits in ihrer Jugend. Vorbildhaft für sie wird diesmal nicht nur die allgemeine Lebensphilosophie

¹⁰ Am drastischsten in der Geschichte vom Kosakenmädchen im zweiten Band; das gleiche gilt jedoch auch für die anderen geschilderten Ehen.

¹¹ In: GS, Bd. VI: Moralische Vorlesungen. Moralische Charaktere. Hrsg. von Sibylle Späth. Berlin/New York 1992.

¹² Vgl. zum moraldidaktischen Zweck von Gellerts Roman auch Bernd Witte, Der Roman als moralische Anstalt. Gellerts „Leben der schwedischen Gräfin von G“ und die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. In: GRM 30 (1980), S. 150-168.

¹³ Sophie von La Roche, Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Stuttgart 1983[= RUB 7934]. Eine Monographie zum Roman steht noch aus; vgl. zum Gesamtwerk Margit Langner, Sophie von La Roche - die empfindsame Realistin. Heidelberg 1995, mit weiteren Literaturhinweisen.

und die religiöse Orientierung der Eltern - ihre eigene religiöse Erziehung wird bezeichnenderweise nicht einmal mehr thematisiert -, sondern vor allem die Umsetzung dieser Tugendmaximen in aktives Handeln. Dabei entsprechen die moralischen Ansichten ihres Vaters wiederum noch durchaus denen der Generation Gellerts: Nur Tugend *und* Kenntnisse, so der Tenor, machen gut und glücklich, Bildung für Frauen ist also ein unbedingtes Erfordernis auch hier. Ihr seelisches Gleichgewicht findet Sophie jedoch erst in der Anwendung ihres Wissens auf praktische karitative und pädagogische Tätigkeit nach dem Vorbild ihres Vaters. Deshalb wird gleich eingangs des Romans seine Gründung eines Armenhauses ausführlich beschrieben (vgl. S.46ff.), die in mehrerlei Hinsicht auf Sophies spätere Projekte vorausweist.

Die extreme Betonung der Pflicht zur Wohltätigkeit im „Fräulein von Sternheim“ ist dabei vor allem ein Gegengewicht zu Sophies empfindsam-schwärmerischer Neigung zu Überheblichkeit und „Eigenliebe“ - einer der zentralen Termini des Romans, der der zeitgenössischen, psychologischen und philosophischen Affekttheorie entnommen ist -; sie gewährleistet darüber hinaus auch ihre gesellschaftliche „Brauchbarkeit“ im Bährensschen Sinne. Dabei zeigt schon das Projekt des Vaters, daß es beim karitativen Engagement nicht auf willkürlich verteilte Almosen ankommt, sondern auf konkrete Projekte in bestimmten Situationen, unter ökonomischen Einsatz der vorhandenen Ressourcen - Hilfe zur Selbsthilfe, würden wir heute sagen: Sein Armenhaus soll nicht nur das leibliche und seelische Wohlergehen der Bedürftigen sicherstellen, sondern dient vor allem ihrer Eingliederung in die Dorfgemeinschaft; es wird durch planvollen, durchdachten Einsatz des wenigen Vorhandenen verwirklicht - Moral und Wissenschaft, tugendhafte Ziele und ökonomische Mittel gehen auch hier Hand in Hand.

Dem psychologisch fortgeschritteneren Herkunfts- und Erziehungsmodell entspricht auch ein verändertes Konzept der Liebe. Die Ehe von Sophies Eltern ist noch ein typisches Beispiel einer vernünftigen Leidenschaft à la Gellert: Sie kann durch die Verdienste der Partner hinreichend begründet werden. Sophie Beziehung zu Lord Seymour hingegen wird immer wieder als „sympathetische Liebe“¹⁴ geschildert und äußert sich als von der Vernunft beinahe unbeherrschbare Neigung. Sie ist jedoch nicht völlig irrational: Mit dem Terminus „sympathetisch“ beruft sich Sophie vielmehr auf einen tradierten Begriff aus Naturlehre und Medizin, der auch die Anziehungskraft organischer Körper bezeichnet und erst danach im Bereich zwischenmenschlicher Beziehungen adaptiert wird.¹⁵ Über eben diesen Zusammenhang von moralischer und physikalischer Welt

¹⁴ Vgl. beispielsweise S. 71, S. 142, S. 210.

¹⁵ Vgl. dazu beispielsweise Adelung im „Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart“ (Leipzig 1801, 4. Theil, Sp. 509f.).

wird im Roman explizit immer wieder in verschiedenen Zusammenhängen reflektiert; daß es sich hierbei um ein bewußtes Verfahren der La Roche handelt, demonstriert ein Brief an Johann Georg Jacobi vom 28.6.1771, in dem sie ihre „Lieblingsgrille“ folgendermaßen beschreibt:

Sagen Sie mir, lieber Jacobi, bei diesem Anlaß, ob ich nicht recht habe, die unterhaltende Phantasie zu ernähren, mit der ich immer in der Reihe physikalischer Dinge und Begebenheiten *ein* mit jedem von ihnen in Verhältnis stehendes moralisches Wesen sehe, die beide durch eine geheimes, durch die Hand ihres Urhebers gewebtes Band verknüpft, in gleichem Schritte die vorgezeichneten Stufen zur Vollkommenheit befolgen.¹⁶

Offensichtlich ist hier ein erster Anhaltspunkt dafür zu sehen, daß eine von den Fesseln der Vernunft befreite Liebesauffassung gleichsam an eine Art Naturkonstante zurückgebunden wird - und damit wieder in einem gewissen Maße beherrschbar.

Die Parallele zwischen moralischer und physikalischer Welt gibt auch einen ersten Hinweis zur Interpretation der formalen Gestaltung des Romans, die gegenüber Gellerts Roman weitaus komplexer geworden ist.¹⁷ Im ersten Teil ist der Roman weitgehend als polyperspektivischer Briefroman à la Richardson konzipiert. Schon damit wird einer allzu starken Identifikation des Lesers mit der empfindsamen Hauptperson entgegengewirkt: Er enthält sich gegenseitig eingrenzende Berichte von einem Geschehen und ist gezwungen, sich selbst ein Bild zu machen. Im zweiten Teil sind außerdem stärker theoretisierende Texte eingefügt, wie die Entwürfe für Sophies verschiedene Wohltätigkeitsprojekte, aber auch ein Gespräch sokratischer Tradition und am Schluß Sophies Tagebuch. Zur Integration dieser verschiedenartigen Textteile sind alle Erkenntniskräfte des Lesers gefordert und er wird dem Text kaum gerecht, wenn er nur genießerisch seine Empfindungen von ihm stimulieren läßt. Vielmehr hat er den Roman so zu betrachten wie die physikalische Welt in der Natur - die „Lieblingsgrille“ der La Roche findet ihre Umsetzung so auch auf poetologischer Ebene. So philosophiert Sophie über den Zusammenhang der „physikalischen Kenntnis des Schnees“ mit dem „moralischen Gedanken der Wohltätigkeit Gottes“ (S. 270):

¹⁶ In: Sophie von La Roche, „Ich bin mehr Herz als Kopf“. Ein Lebensbild in Briefen. Hrsg. von Michael Maurer, München 1983, S. 136.

¹⁷ Mit der poetologischen Einordnung des Romans tut sich auch Langner (s. Anm. 13) schwer - und demonstriert damit gleichzeitig die Unübersichtlichkeit, die derzeit bezüglich der Gattungsvielfalt des aufklärerischen Romans herrscht. Sie orientiert sich dabei vor allem an der in ihrer Interpretation sehr stark in den Vordergrund gerückten pädagogischen Zielrichtung des Romans, dergegenüber ihrer Meinung nach „die poetisch begründete Struktur in den Hintergrund tritt“ (S. 42). Da der Roman wegen seiner komplexen Textanlage auch nicht dem einfachen Muster „Briefroman“ entspricht, scheitert eine formale Einordnung ebenfalls; weiterhin erwägt Langner die Genres Entwicklungs-, Bildungs-, Familien- und bürgerlicher Roman.

die lächelnde, zu der Schwachheit der Menschen sich herablassende Weisheit will daher, daß man die Pfade der Wahrheit mit Blumen bestreue. [...] Denn, solange wir in dieser Körperwelt sind, wird unsere Seele allein durch unsere Sinnen handeln (ebd.).

Auf eben diese Körperwelt wirkt auch der Roman in seiner sinnlichen Vielfalt; er richtet sich deshalb an den schwachen Menschen¹⁸ und will ihm den - philosophisch vorausgesetzten - Zusammenhang von moralischer und physikalischer Welt in der kleinen Welt des Romans anschaulich und vergnüglich zugleich demonstrieren.

IV.

Sowohl Gellert wie auch Sophie von La Roche gaben also ihren Romanen Gegengewichte gegen die Gefahren durch die Empfindsamkeit mit auf den Weg - und zwar sowohl in Form von philosophischen Konzepten (stoische Zufriedenheit; Pflicht zur aktiven Umsetzung von Tugendmaximen) wie auch in der sorgfältigen Abwägung der Wirkungen auf den Leser (der Roman als Medium der moralisch-ästhetischen Geschmacksbildung; der Roman als Anschauungsunterricht über den Zusammenhang von sinnlicher und moralischer Welt). Werther hingegen muß sterben - bei ihm versagen sowohl die wohltätigen Wirkungen von Philosophie und Religion; das Feld sozialer Betätigung und Bestätigung bleibt ihm versperrt; seine Liebe ist weder eine vernünftige Leidenschaft noch eine sympathetische Neigung, sondern eine unheilbare „Krankheit zum Tode“.

Bezeichnenderweise beginnt der Roman nicht wie die beiden anderen Texte mit dem abgeklärten Rückblick, sondern mit einer spontanen Gefühlsäußerung des Schreibenden, der sein Erleben der Trennung von Freund und Vaterstadt aus minimalem zeitlichen Abstand fixiert: „Wie froh bin ich, daß ich weg bin!“ (Brief vom 4. May 1771; S. 10).¹⁹ Der Leser erhält keine Informationen über den Schreiber, seine Herkunft, seine Situation - er lernt ihn allein durch seine impulsive Art der Selbstäußerung kennen, und zwar vor allem bezüglich seiner emotionalen Befindlichkeit. Sein „Herz“ erwähnt er gleich im zweiten Satz; das Wort kehrt fünfmal wieder in diesem ersten kurzen Brief, der auch bereits beinahe alle weiteren Leitmotive des Romans enthält: die Erwähnung einer leidenschaftlichen Dreiecksbeziehung; Werthers Bevorzugung des Reinen, Unverdorbenen, den „ganz wahren Ausdrücken der Natur“ (ebd.) bei Frauen; seine Leiden an der

¹⁸ Was in diesem Text natürlich zusätzlich dadurch gerechtfertigt wird, daß sowohl seine Autorin wie auch seine Titelheldin Frauen sind und er sich vor allem an eine weibliche Leserschaft richtet.

¹⁹ Der „Werther“ wird in der ersten Fassung zitiert, und zwar nach: Johann Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche. I. Abteilung: Sämtliche Werke. Bd. 8: Die Leiden des jungen Werthers. Hrsg. von Waltraud Wiethölter. Frankfurt a.M. 1994 [= Bibliothek dt. Klassiker 109].

Einbildungskraft und nicht zuletzt sein inniges Verhältnis zur Natur. Anstelle der Exposition von Charakter und Erziehung in den vorigen Werken ist hier eine leitmotivische Exposition getreten - ein wichtiger Hinweis darauf, daß die ästhetische Ebene gegenüber der psychologischen deutlich an Bedeutung gewonnen hat. Damit ist jedoch gleichzeitig die Gestalt Werthers von Anfang an isoliert von allen sozialen und familiären Bezügen, die die schwedische Gräfin wie auch Sophie von Sternheim in bestimmte gesellschaftliche Konventionen, bestimmte moralische Regelsysteme, bestimmte psychologische Konstellationen integrierten. Er lebt - sowohl für sich selbst wie auch für den Leser - allein in der ästhetischen Sphäre seiner Selbstdarstellung; was jedoch wiederum nahelegt, daß er sich der dominant psychologischen Empfindsamkeitskritik damit entzieht.

Werther ist darüber hinaus im Vergleich zur Gräfin und zu Sophie dadurch gefährdet, daß er sein seelisches Gleichgewicht nicht mehr durch die Auseinandersetzung mit Moralität oder Religion sichern kann, sondern allein durch das Erleben der Natur. Dieses Thema - bei Gellert noch völlig ohne Belang - wurde immerhin bei Sophie von Sternheim schon eingeführt: Ihr boten ausgiebige, beinahe fachkundige Naturbetrachtungen den Anlaß für trostreiche Reflexionen über den Zusammenhang von moralischer und physikalischer Welt. Werther hingegen erlebt die Natur ganz anders: „Nicht ein wissenschaftlicher Gärtner, sondern ein fühlendes Herz“ hat den einfachen Garten angelegt, in dem er sich nun ergeht, „das sein selbst genießen wollte“ (S. 12) - und das tut auch Werther. Die Natur ist ihm nicht ein unabhängiges Gegenüber, das eigenen Gesetzen unterliegt, sondern ein verwandtes Wesen, das die eigenen Gefühle und Gedanken widerspiegelt: So ist der Frühling in diesem ersten Brief die „Jahreszeit der Jugend“ (ebd.) - typisch für die anthropomorphisierende Naturbetrachtung Werthers -, und vor lauter Blüten möchte er gleich zum Maikäfer werden, um aus ihnen Nahrung zu ziehen. Offensichtlich regt also die Natur vor allem seine Einbildungskraft und seine sinnlichen Neigungen an; deren Einflüssen ist er aber ebenso willen- und distanzlos anheimgegeben, wenn die gleiche Natur sich später als schrecklich und zerstörerisch zeigt. Er bestätigt damit natürlich Bährens' Diagnose, daß der empfindsame Schwärmer zum „Sklave seiner Einbildungskraft“ wird, genau wie dessen Unterstellung der sozialen Unbrauchbarkeit: Denn bekanntermaßen scheitert ja sein Ausflug ins Berufsleben an seiner Unfähigkeit zum Kompromiß mit der ständischen Gesellschaft. Auf der anderen Seite zeigt sich hier, daß das subjektive Naturerleben zwar nicht mehr mit den aufklärerischen Kategorien von Naturgesetzlichkeit oder Nützlichkeit erfaßt werden kann, die Einbildungskraft jedoch demgegenüber ganz neue Kompetenzen gewinnt, die ebenfalls nicht mehr mit dem alten Vermögensmodell beschrieben werden können.

Schließlich übersteigt der Roman auch bezüglich seiner Gestaltung die Genreregeln des empfindsamen Romans. So beklagte Goethe bekanntlich vielfach das Unverständnis der zeitgenössischen Leser, die über der empfindsamen Identifikation mit dem Helden die Kunstform des Romans aus den Augen verloren: Hier, in der ausgeprägten symbolischen Konstruktion der beiden Teile, im Bezug der Parallelgeschichten auf die Haupthandlung, steckte das Trospotential einer ästhetischen Erfahrung, die dem Leser die Distanzierung vom Schicksal Werthers nahelegen sollten. Damit entzieht sich Goethe jedoch auch bezüglich der Darstellungsform der Lektürekritik der Empfindsamskeitsfeinde, die natürlich vor allem die empfindsame Rezeption des Romans geißelten.

V.

„Die Leiden des jungen Werthers“ als Extrempunkt des empfindsamen Romans markieren zugleich eine relativ naheliegende und offensichtliche Übergangsmöglichkeiten des Genres empfindsamer Roman zu anderen Romantypen: Von hier aus führt der Weg zu einer größeren poetischen Autonomie der Texte, wie beispielsweise in Goethes klassischen Romanen mit ihrer ausgeprägten symbolischen Ebene; Wilhelm Meister kommt mit dem Leben davon, da er sich auf einen Bildungs- und Entwicklungsprozess einläßt, in dem seine - durchaus noch wertherianischen - schwärmerischen Anlagen und Tendenzen in eine ihm in der vielfältigen Realität entgegnetende Allgemeinheit integriert werden können (was durchaus noch an die Böhrensche „Brauchbarkeit“ erinnern könnte); damit einher gehen einschneidende Änderungen sowohl in der formalen Gestaltung wie auch in der Wirkungspoetik des Romans. Aber auch von Gellert und La Roche lassen sich Querverbindungen zu anderen Romantypen der Zeit ziehen. So steht Gellert zwar noch offensichtlich in der Tradition des höfischen Liebesromans, läßt sich aber auch nach vorn zum philosophischen Thesenroman der Aufklärung in Beziehung setzen: Mit diesem teilt er das Interesse an einer primär philosophischen Fragestellung - nämlich der Vereinbarkeit von Leidenschaften und Vernunft - wie auch die experimentelle Versuchsanordnung typenhaft zugespitzter Figuren; er unterscheidet sich jedoch in der Betonung, die er vor allem im zweiten Teil auf die individuelle Erfahrung und Empfindung legt, was sich auch in sehr viel persönlicheren Schreibweisen äußert. Vom „Fräulein von Sternheim“ hingegen führt der Weg zum anthropologischen Roman der Spätaufklärung: Die philosophische Modellhaftigkeit ist einer Tendenz zur psychologischen Fallgeschichte gewichen; die Liebesthematik wird explizit in Richtung einer sozialen, gesellschaftlichen Thematik ausgeweitet; und die zunehmende Polyperspektivität der Darstellung und die Integration verschiedenster Textsorten in den Roman verlangt einen neuen Lesertypus.

So gesehen ist der empfindsame Roman der deutschen Aufklärung weder ein Sonderweg noch eine Sackgasse noch eine sentimentale Belanglosigkeit. Er steht vielmehr in engen Beziehungen zu anderen Romangenres der Zeit, erweitert das Gattungsspektrum durch neue erzählerische Möglichkeiten und variiert die aus der Romantradition sattsam bekannte Liebesthematik auf neue und interessante Weise. Darüber hinaus illustriert er auf anschauliche Weise die historische Entwicklung der empfindsamen Bewegung, die das Jahrhundert der Vernunft entscheidend mit prägte. Gellerts Roman zeigt, daß Empfindungen wichtig für die Moralität sind; sie treten noch nicht in Konflikt zur Vernunft und können dieser in einem lebenslangen Bildungsprozeß - zu dem auch der Roman als Mittel der Geschmacksbildung beiträgt - angeglichen werden. Bei Sophie von LaRoche werden die nunmehr schon bedrohlich von der Vernunft emanzipierten und auf ihre natürlichen Grundlagen zurückgeführten Leidenschaften kompensiert durch eine besondere moralische Verpflichtung zu sozialem Handeln. Auch diese Lebenshaltung ist erlernbar; sie wird gefördert durch häufige Vergleiche von physikalischer und moralischer Welt, die die übergeordneten vernünftigen Gesetze des moralischen Lebens in der Natur - wie auch im Roman - veranschaulichen und damit leichter zugänglich machen. Bei Werther schließlich haben sich die Empfindungen völlig losgelöst von jeglicher Bindung an Vernunft, Natur oder gar Religiosität; an dieser neuen Freiheit scheitert zwar die Figur Werther, sie ermöglicht jedoch auf der anderen Seite eine entscheidende Neubewertung der ästhetischen Potenzen der Einbildungskraft und damit auch den ersten Schritt zur Autonomie des Kunstwerks: Werther ist ganz bewußt, wie Bährens es noch pejorativ formuliert hatte, „blos ein Werk schöpfrischer Dichtkraft“.²⁰

Mit dieser - hier äußerst verkürzten - Entwicklung sind zugleich auch die Leitdiskurse benannt, die sowohl der Empfindsamkeit als Bewegung wie auch dem empfindsamen Roman zur Orientierung dienen: Auf eine primär philosophisch geprägte Phase erfolgt die Wende zur Psychologie und Anthropologie; parallel dazu gewinnen ästhetische und poetologische Überlegungen immer stärker an Eigengewicht und werden nacheinander unter den Termini des Geschmacks, der Einbildungskraft und schließlich der ästhetischen Form diskutiert. Es könnte nicht zuletzt ein Verdienst literaturgeschichtlicher Forschung sein, das Augenmerk auch auf solche Überschneidungen, Verdrängungen und Entwicklungen in begriffsgeschichtlicher Hinsicht zu lenken.

²⁰ S.o., S. 4. Die Darstellung des „Werther“ ist natürlich in vielerlei Hinsicht verkürzt und auf seine empfindsamen Komponenten zugespitzt; zur engen Beziehung des Romans beispielsweise zum Genre des anthropologischen Romans vgl. Manfred Engel, *Der Roman der Goethezeit*. Stuttgart/Weimar 1993, S. 203-215.